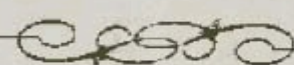
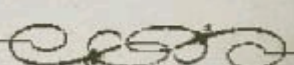




ELIZABETH PETERS



Der Fluch des Falken

—  —
**DER
ELFTE FALL
FÜR AMELIA
PEABODY**
—  —

Weltbild



Endlich ein neuer Fall für Amelia Peabody!

Kurz bevor sich die Peabodys wieder auf den Weg zu Ausgrabungen nach Ägypten machen, überschlagen sich die Ereignisse: In ihr Londoner Haus wird eingebrochen, und ein wertvoller Skarabäus verschwindet. David, dem Verlobten von Amelias Nichte, werden Schmuggelgeschäfte vorgeworfen. Amelia kann das nicht glauben und macht sich auf die Suche nach den wahren Tätern. Die Spur führt nach Ägypten, wo am eher unspektakulären Ausgrabungsort erst eine Leiche und dann ein wertvolles geheimes Grab gefunden werden ...

»Amelia Peabody ist Indiana Jones, Sherlock Holmes und Miss Marple in einem.« The Washington Post

Amelia-Peabody-Reihe (chronologisch)

Im Schatten des Todes
Der Fluch des Pharaonengrabes
Der Mumienstrein
Im Tal der Sphinx
Der Sarg des Pharao
Verloren in der Wüstenstadt
Die Schlange, das Krokodil und der Tod
Der Ring der Pharaonin
Ein Rätsel für Ramses
Die Hüter von Luxor
Der Fluch des Falken
Der Donner des Ra
Der Herr der Schweigenden
Die goldene Göttin
Der Herr des Sturms
Wächter des Himmels
Die Schlangenkronen
Das Königsgrab
Tod auf dem Tempelberg

Elizabeth Peters

Der Fluch des Falken

Roman

Aus dem Amerikanischen von Beate Darius

Weltbild

Die Autorin

Elizabeth Peters wuchs in Illinois auf und promovierte in Ägyptologie am bekannten Institut für Orientalistik an der University of Chicago. Sie gewann alle wichtigen Krimipreise in den USA, unter anderem den Edgar Award. Sie lebt in einem alten Bauernhaus im Westen von Maryland.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel The Falcon at the Portal bei Avon Books, Inc., New York

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 1999 by Elizabeth Peters

Published by Arrangement with Barbara G. Mertz Revocable Trust

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Beate Darius

Copyright der deutschen Übersetzung © 2000 by Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG, München. Erschienen im

Imprint Ullstein Taschenbuch Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

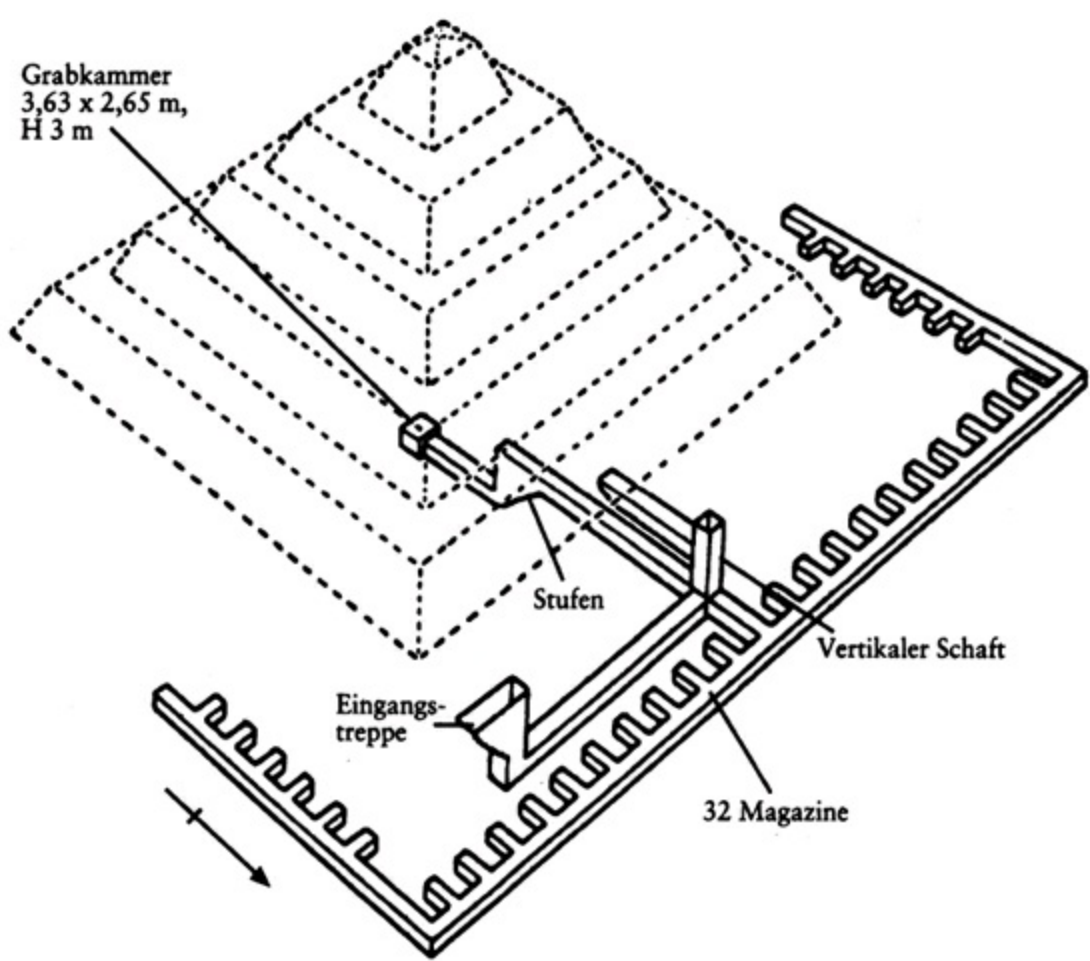
Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-366-4

Für Ray

Alles Schöne und Gute und noch viel mehr ...



Die Stufenpyramide von Zawiet el-Aryan

Vorwort

Der werthe Leser wird sicherlich bemerken, daß zwischen der vorhergehenden Veröffentlichung von Mrs. Emersons Memoiren und diesem Titel eine Zeitspanne von mehreren Jahren liegt. Bislang ist die Suche nach den verschollenen Manuskripten leider ergebnislos verlaufen, doch die Herausgeberin gibt die Hoffnung nicht auf. Genau wie in dem früheren Band hat sie an den entsprechenden Stellen Teile aus Manuskript H sowie Briefe aus Sammlung B einfließen lassen.

Die Zitate zu Beginn jedes Kapitels stammen aus dem Titel Ein Gefangener der Araber von Sir Percival Peabody (erschienen im Selbstverlag, London, 1911). Aufgrund der hervorragenden Beziehungen eines Londoner Freundes befanden wir uns in der glücklichen Lage, ein Exemplar dieses überaus seltenen Werks bei einem Souvenirverkäufer im Covent Garden zu erstehen (Preis: 50 Pence). Der Text ist eine frappierende Mischung aus zwei der schlimmsten Literaturgattungen: den prahlerischen, zu jener Zeit gern gelesenen Abenteuerromanen und den damals üblichen Tagebuchaufzeichnungen von Reisenden und Staatsdienern. Die von Mr. Peabody zum Ausdruck gebrachten Ansichten sind nicht intoleranter und ignoranter als die vieler seiner Zeitgenossen; im Gegenteil, die Parallelen zwischen seinem Œuvre und anderen Memoiren sind so gravierend, daß man meinen könnte, er habe sich dieser schamlos und freimütig bedient. Doch auch wenn der Gedanke an ein strafbares Plagiat auf der Hand liegt, möchte die Herausgeberin darauf nicht näher eingehen.

Wie stets bin ich befreundeten Anhängern der Ägyptologie zu Dank verpflichtet für ihre konstruktive Unterstützung und die Beschaffung schwer zugänglicher Materialien: Dennis Forbes (dessen Opus magnum Gräber, Schätze, Mumien jetzt erhältlich ist); George B. Johnson; W. Raymond Johnson, dem Direktor des Chicago House in Luxor; und insbesondere Peter Dorman vom Institut für Orientalistik, der das umfangreiche Manuskript gelesen und eine Reihe von Fehlern ausgemerzt hat.

Mein tief empfundener Dank gilt auch den großartigen, kompetenten und begeisterungsfähigen Mitstreitern von Avon Books, die die Emersons unisono unter ihre Fittiche genommen haben: den Verlegern Mike Greenstein und Lou Aronica; den Super-Publizistinnen Joan Schulhafer und Linda Johns; und insbesondere Trish Grader, meiner Lieblings-Lektorin. Ihr hättet Amelia bestimmt zu einem Umdenken hinsichtlich ihrer unhöflichen Bemerkungen gegenüber »dem publizistischen Gewerbe« bewegen können.

Ein Hinweis auf die arabische und die altägyptische Schreibweise ist in diesem Zusammenhang unerläßlich. Beide Sprachen kennen den Gebrauch von Vokalen nicht, so daß gewisse Transliterationen nicht eindeutig wiedergegeben werden können beziehungsweise Varianten entstanden sind. Mrs. Emerson neigt zu der in ihrer Jugend gängigen Schreibweise, bedient sich jedoch in einigen Fällen auch des modernen Äquivalents. In diesem Zusammenhang bittet die Herausgeberin bei gelegentlich auftretenden Widersprüchlichkeiten um Nachsicht.

Bei Tagesanbruch griffen sie an. Der Lärm donnernden Hufschlags weckte mich auf, und mir war schlagartig klar, was das bedeutete. Die Beduinen waren auf dem Kriegspfad!

»Was erheitert dich denn so, meine Liebe?« wollte ich wissen.

Nefret blickte von ihrem Buch auf. »Tut mir leid, wenn ich dich gestört habe, Tante Amelia, aber ich konnte mir das Lachen nicht verkneifen. Hast du je davon gehört, daß sich die Beduinen auf den Kriegspfad begeben? Vermutlich mit Federkopfschmuck und gezückten Tomahawks!«

Die Bibliothek unseres Hauses in Kent ist eigentlich das Heiligtum meines Gatten; aufgrund ihrer angenehmen Atmosphäre versammelt sich allerdings die gesamte Familie gern dort, insbesondere bei schönem Wetter. Mit Ausnahme meines Sohnes Ramses hatten wir uns an diesem herrlichen Herbstmorgen alle dort eingefunden; ein kühler Wind strömte durch die riesigen, geöffneten Fenster, und das Sonnenlicht zauberte goldene Reflexe auf Nefrets rotblondes Haar.

Nefret, die es sich auf dem Sofa gemütlich gemacht hatte, trug anstelle eines sittsamen Kleides einen bequemen, aus Rock und Bluse bestehenden Zweiteiler. Seit wir sie aus der entlegenen Oase in der nubischen Wüste zu uns geholt hatten, wo sie die ersten 13 Jahre ihres Lebens verbracht hatte, war sie mir so lieb geworden wie eine Tochter. Allerdings war es mir trotz aller Bemühungen nicht gelungen, ihr sämtliche dort angenommenen Eigenheiten auszutreiben. Emerson behauptet, daß sie einige dieser sonderbaren Einstellungen von mir übernommen hat. Ich halte meine Abneigung gegenüber Miedern und meinen Glauben an die Gleichberechtigung der Frau nicht für absonderlich, muß jedoch zugeben, daß Nefrets Angewohnheit, mit einem langen Messer unter dem Kopfkissen einzuschlafen, etwas ungewöhnlich anmutet. Allerdings sehe ich keinen Grund zur Kritik, da unsere Familie häufiger mit gefährlichen Zeitgenossen konfrontiert ist.

Hingegossen an seinen Schreibtisch, knurrte Emerson mißfällig wie ein verschlafener Bär, den man mit einem Stöckchen gereizt hat. Mein geschätzter Gatte, der berühmteste Ägyptologe aller Zeiten, sah einem solchen Pelztier in diesem Augenblick überhaupt recht ähnlich: seine breiten Schultern steckten in einer scheußlichen, viel zu engen Jacke aus braunem Wollstoff (die er sich irgendwann einmal ohne meine Beratung gekauft hatte), und seine schwarzen Locken waren wild zerzaust. Er arbeitete an seinen Aufzeichnungen unserer letzten Ausgrabungssaison und befand sich exakt in der Stimmung, die einen Menschen befällt, der diese Aufgabe bis zum letzten Augenblick hinauszögert und dann in Zeitverzug gerät.

»Liest du etwa dieses verfluchte Buch von Percy?« wollte er wissen. »Ich dachte, ich hätte dieses verdammte Ding in den Kamin geworfen.«

»Hast du auch.« Nefret bedachte ihn mit ihrem Grübchenlächeln. Die ihn bewundernden ägyptischen Arbeiter bezeichnen Emerson als Vater der Flüche; aufgrund

seines choleraschen Temperaments und seiner hünenhaften Statur fürchtet ihn sozusagen ganz Ägypten. Wer ihn kennt, läßt sich von seinen Temperamentsausbrüchen allerdings nicht einschüchtern, und Nefret konnte ihn schon immer um den kleinen Finger wickeln.

»Ich habe ein weiteres Exemplar aus London angefordert«, bemerkte sie sachlich.

»Bist du denn gar nicht neugierig, was er schreibt? Schließlich ist er dein Neffe.«

»Er ist nicht mein Neffe.« Emerson lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Sein Vater ist nicht mein, sondern Tante Amelias Bruder. James ist ein hinterhältiger, scheinheiliger, verlogener Schwachkopf, und sein Sohn ist noch schlimmer.«

Nefret kicherte. »Was für eine Aneinanderreihung von Attributen! Ich kann mir nicht vorstellen, daß Percy noch schlimmer sein soll.«

»Ha!« entfuhr es Emerson.

Emersons Augen sind von einem strahlenden Saphirblau, das sich sogar noch vertieft, wenn er gereizt ist. Jede Erwähnung eines meiner Familienangehörigen versetzt ihn grundsätzlich in Rage, doch bei besagter Gelegenheit war mir klar, daß er sich nur zu gern ablenken ließ. Er rieb sich sein markantes Kinn, das ein überaus anziehendes Grübchen ziert, und blickte zu mir.

Ein der abgedroschenen Phrase zugeneigter Autor würde es vielleicht eher so umschreiben: unsere Blicke verschmolzen miteinander. Das geschieht oftmals, denn seit jenem glücklichen Tag, an dem sich unserer beider Herzen fanden und wir uns mit Leib und Seele der Ägyptologie verschrieben, stehen mein geliebter Emerson und ich in regem gedanklichem Austausch. Ich hatte den Eindruck, mich in dieser saphirblauen Iris zu spiegeln, (Gott sei Dank) nicht, wie ich wirklich bin, sondern so, wie Emerson mich in seiner liebevollen Verklärung sieht: als sein Ideal weiblicher Schönheit trotz meiner störrischen schwarzen Haarpracht, stahlgrauer Augen und stellenweise üppig gerundeter Silhouette. Darüber hinaus lag in seinem zärtlich anerkennenden Blick eine unterschwellige Bitte. Er wollte, daß ich diejenige war, die seine Arbeitsunterbrechung billigte.

Auch ich hatte nichts gegen eine Ablenkung. Schon seit mehreren Stunden hatte ich eifrig Notizen zu Papier gebracht, Listen aufgestellt und Kurzmitteilungen an irgendwelche Geschäftsleute verfaßt. In besagtem Jahr war mehr zu tun als sonst üblich – es handelte sich nicht nur um die gewohnten Pläne für die bevorstehende Ausgrabungssaison in Ägypten, sondern auch um die Vorbereitungen für zwei Hausgäste sowie die anstehende Hochzeit eines uns allen überaus am Herzen liegenden Paares. Meine Finger waren vom Schreiben verkrampft, und genaugenommen war ich leicht verärgert, daß Emerson Percys Buch verbrannt hatte, bevor ich einen Blick hineingeworfen hatte.

Das einzig weitere anwesende Familienmitglied war David. Eigentlich war er gar kein Angehöriger, doch das würde sich bald ändern, da er in wenigen Wochen meine Nichte Lia heiratete. Als die beiden das Aufgebot bestellten, wäre es fast zu einem Skandal gekommen. David war Ägypter, der Enkel unseres verstorbenen und tief betrauerten Rais Abdullah; Lia war die Tochter von Emersons Bruder Walter, einem herausragenden englischen Wissenschaftler auf dem Sektor der Ägyptologie, und meiner lieben Freundin

Evelyn, der Enkelin des Earl of Chalfont. Die Tatsache, daß David ein begabter Künstler und ein ausgebildeter Ägyptologe war, besaß für Menschen, die alle Angehörigen »dunkler Rassen« als minderwertig ansahen, keinerlei Bedeutung. Glücklicherweise ist uns die Einstellung solcher Menschen verflucht egal.

Die von langen, dichten Wimpern umrahmten Lider halb gesenkt, blickte David verträumt lächelnd aus dem Fenster. Er war ein attraktiver junger Bursche, groß und kräftig, mit gut geschnittenen Gesichtszügen, und in der Tat war seine Hautfarbe nicht dunkler als die Ramses', dem er (zufälligerweise) sehr ähnlich ist.

»Soll ich einige Passagen laut vorlesen?« bot sich Nefret an. »Ihr beiden habt so intensiv gearbeitet, daß euch eine kleine humorvolle Abwechslung guttun wird, und David hört ohnehin nicht zu. Er träumt nur von Lia.«

Die Erwähnung seines Namens riß David aus seinen romantischen Tagträumen. »Ich höre sehr wohl zu«, protestierte er errötend.

»Ärgere ihn nicht, Nefret«, sagte ich, obwohl ich nicht glaubte, daß ihm das etwas ausgemacht hätte; sie waren wie Bruder und Schwester und Lia Nefrets beste Freundin. »Lies ruhig vor, wenn du magst. Meine Finger sind ohnehin völlig verkrampft.«

»Hmmm«, meinte Emerson.

Da Nefret das als Zustimmung werten durfte, räusperte sie sich und fing an, laut vorzulesen.

»Bei Tagesanbruch griffen sie an. Der Lärm donnernden Hufschlags weckte mich auf, und mir war schlagartig klar, was das bedeutete. Die Beduinen waren auf dem Kriegspfad!

Man hatte mich davor gewarnt, daß die Stämme in Aufruhr lebten. Meine geliebte Tante und mein Onkel, die ich in jenem Winter bei ihren archäologischen Ausgrabungsarbeiten unterstützte, hatten mich von meinem Vorhaben abbringen wollen, den Gefahren der Wüste allein zu trotzen, doch ich war fest entschlossen, ein edleres, ein einfacheres Leben fernab der Scheinheiligkeit jeder Zivilisation zu führen ...«

»Gütiger Himmel«, entfuhr es mir. »Er war uns beileibe keine Unterstützung, und wir konnten es kaum erwarten, ihn wieder loszuwerden!«

»Die meiste Zeit verbrachte er in der zivilisierten Scheinheiligkeit der Kairoer Cafés und Clubs«, schnaubte Emerson. »Außerdem war er ein verfluchter Quälgeist!«

»Hör auf zu fluchen«, wandte ich ein. Nicht daß ich angenommen hätte, meine Ermahnung zeitigte auch nur die geringste Wirkung. Schon seit Jahren versuche ich mit gleichbleibendem Mißerfolg, Emersons unflätigen Sprachgebrauch auszumerzen und die Kinder von einer Nachahmung abzuhalten.

»Soll ich weiterlesen?« fragte Nefret.

»Verzeihung, mein Kind, aber meine Empörung ließ sich nicht vermeiden.«

»Ich werde einige Absätze überspringen«, erwiderte Nefret. »Er läßt sich ohnehin lang und breit darüber aus, wie sehr er Kairo verabscheute und sich nach der friedvollen Stille der verlassenen Wüste sehnte. Nun zurück zu den Beduinen:

»Ich griff nach meiner Pistole, die ich stets bei mir trage, rannte aus dem Zelt und feuerte schnurgerade auf den dunklen Schatten, der auf mich zustürmte. Ein lauter Aufschrei bewies mir, daß ich mein Ziel getroffen hatte. Ich streckte noch einen weiteren von ihnen nieder, doch sie waren schlichtweg in der Überzahl. Zwei Männer packten mich, und ein dritter entwand mir die Pistole. Aufgrund der zunehmenden Helligkeit bemerkte ich die Gestalt meines getreuen Dieners und sah den Knauf eines riesigen Messers an Alis von einem zerrissenen, blutüberströmten Gewand bedeckter Brust; der bedauernswerte Junge, er war gestorben, weil er mich zu verteidigen versuchte. Ihr Anführer, ein dunkelhäutiger, bärtiger Unhold, schritt auf mich zu.

»Nun, Inglizi«, schnaubte er. »Du hast fünf von meinen Männern niedergemetzelt. Dafür wirst du mir büßen.«

»Dann töte mich«, entgegnete ich. »Erwarte nicht von mir, daß ich um Gnade flehe. Das verbietet mir mein englischer Stolz.«

Ein heimtückisches Grinsen verzerrte sein von gräßlichen Narben entstelltes Gesicht. »Ein schneller Tod wäre zu einfach für dich«, zischte er. »Nehmt ihn mit.««

Emerson rang die Hände. »Hör auf! Kein Wort mehr davon! Percys Prosa ist so zermürend wie seine sprichwörtliche Dummheit, ganz zu schweigen von seiner offensichtlichen Selbstgefälligkeit. Darf ich dieses Exemplar ins Feuer werfen, Nefret?«

Kichernd preßte Nefret die gefährdete Lektüre an ihre Brust. »Nein, Sir, das Buch gehört mir, und du bekommst es nicht. Ich freue mich schon auf Ramses' Kommentare.«

»Was hast du eigentlich gegen Percy, Sir?« wollte David wissen. »Vielleicht sollte ich ihn nicht so nennen, aber –«

»Nenn ihn, wie du willst«, brummte Emerson.

»Hat dir Ramses etwa nicht von seinen Zusammenstößen mit Percy erzählt?« fragte ich. Mit Sicherheit hatte er das, schließlich war David der beste Freund und Vertraute meines Sohnes.

»Ich habe mehrere miterlebt«, erinnerte mich David. »Als – äh – Percy vor drei Jahren in Ägypten war. Mir war klar, daß Ramses für seinen Cousin – äh – nicht sonderlich viel übrig hatte, trotzdem hielt er sich mir gegenüber bedeckt. Du weißt doch, wie er ist.«

»Ja«, meinte ich. »Das weiß ich. Er behält viel zuviel für sich. Das war immer schon so. Seit jenem Sommer, in dem Percy und seine Schwester Violet einige Monate bei uns verbrachten, können die beiden sich nicht ausstehen. Percy war zwar erst zehn Jahre alt, aber schon damals ein durchtriebener Lügner, und die »kleine Violet« war keinen Deut besser. Sie haben Ramses übel mitgespielt und ihn sogar erpreßt. Selbst in seinem zarten Alter war er bereits erpreßbar«, gestand ich. »Wie üblich beschäftigte er sich wieder einmal mit Dingen, die sein Vater und ich nicht erfahren sollten. Sein eigentliches Vergehen war im Vergleich zu Percys Missetaten relativ harmlos. Der Glaube an die kindliche Unschuld zählt zwar keineswegs zu meinen Schwächen, doch ein so hinterhältiger und skrupelloser Junge wie Percy ist mir noch nie begegnet.«

»Aber das liegt Jahre zurück«, wandte David ein. »Als ich ihn kennenlernte, war er überaus gewinnend.«

»Gegenüber dem Professor und Tante Amelia«, korrigierte Nefret. »Ramses behandelte er herablassend, und dich strafte er mit Verachtung, David. Und mir machte er ständig irgendwelche Anträge.«

Damit hatte sie Emersons hundertprozentige Aufmerksamkeit auf ihrer Seite. Er erhob sich aus seinem Sessel und katapultierte seine Füllfeder durch die Bibliothek. Tintenkleckse verunzierten die Marmorbüste von Sokrates – es geschah nicht zum ersten Mal, daß er in dieser Form malträtiert wurde. »Was?« brüllte er (Emerson, um genau zu sein). »Einen Heiratsantrag? Warum hast du mir das nicht früher erzählt?«

»Weil du dann die Beherrschung verloren und Percy vermutlich übel zugerichtet hättest«, lautete die nüchterne Antwort.

Daran zweifelte ich keine Sekunde lang. Die herausragenden körperlichen Fähigkeiten meines Gatten haben sich im Laufe der Jahre ebensowenig verändert wie sein überschäumendes Temperament.

»Bitte, Emerson, beruhige dich«, warf ich ein. »Du kannst doch nicht jedem Mann an die Gurgel gehen, der Nefret einen Antrag macht.«

»Das würde auch zuviel deiner kostbaren Zeit beanspruchen.« David lachte. »Trotzdem würde er es tun, nicht wahr, Nefret?«

Nefrets wohlgeschwungene Lippen verzogen sich zu einem angedeuteten Lächeln. »Ich besitze eine Menge Geld und dank dem Professor die Autorität, es nach meinem Gutdünken auszugeben. Vermutlich ist das die Erklärung.«

Das war nicht die einzige Erklärung. Nach englischem Schönheitsempfinden ist Nefret eine hübsche junge Frau mit kornblumenblauen Augen, goldblondem Haar mit einem leichten Kupferschimmer und einer Haut so hell wie ... nun, sie wäre lilienweiß, wenn Nefret im Freien einen Hut trüge.

Nefret warf das Buch beiseite und stand auf. »Vor dem Mittagessen unternehme ich noch einen kleinen Ausritt. Kommst du mit, David?«

»Ich werde einen Blick in Percys Buch werfen, falls du es ausgelesen hast.«

»Alter Faulpelz! Wo ist Ramses? Vielleicht hat er Lust mitzukommen.«

Mit Sicherheit muß ich keineswegs erwähnen, daß ich nicht für den barbarischen Spitznamen meines Sohnes verantwortlich zeichne. Wir hatten ihn nach seinem Onkel Walter getauft, aber niemand hatte ihn jemals so genannt; schon im frühen Kindesalter hatte ihn sein Vater scherzhaft Ramses gerufen, weil er die dunkle Hautfarbe der Ägypter und die Arroganz der Pharaonen besaß. Ramses' Aufzucht kostete mich Nervenkraft, doch meine unermüdlichen Anstrengungen hatten Früchte getragen; er war nicht mehr so ungestüm und unverblümt wie früher, und sein Naturtalent für Sprachen hatte sich in einem solchen Maße entwickelt, daß er trotz seines vergleichsweise jugendlichen Alters in weiten Kreisen als Fachmann für altägyptische Sprachwissenschaft galt. Laut Davids Aussage befand er sich gegenwärtig auf seinem Zimmer und arbeitete an den Texten eines Folgebandes zu den Tempeln von Karnak. »Er bat mich, ihn nicht zu stören«, fügte David vorsichtig hinzu. »Du hältst dich besser auch daran.«

»Pah«, entfuhr es Nefret. Allerdings verließ sie den Raum durch die Terrassentür und

ging nicht durch die Eingangshalle in Richtung Treppe. David hob das Buch auf und ließ sich erneut in seinen Sessel sinken. Ich wandte mich wieder meinen Aufstellungen zu und Emerson seinem Manuskript – aber nicht lange. Die nächste Unterbrechung nahte in Gestalt unseres Butlers Gargery, der eintrat und einen Besucher für Emerson ankündigte.

Emerson streckte seine Hand aus. Betont mißfällig schüttelte Gargery den Kopf. »Er hatte keine Karte, Sir. Er wollte mir weder seinen Namen noch den Anlaß seines Besuches nennen, sondern erwähnte lediglich, daß es sich um irgendwelche Kunstschatze handelt. Ich hätte ihn vor die Tür gesetzt, Sir, aber ... nun, Sir, er behauptete, daß es Ihnen noch leid tun würde, wenn Sie ihn nicht empfangen.«

»Wie bitte?« Emerson zog seine dichten schwarzen Brauen zusammen. Nichts beeinflußt das berühmt-berüchtigte Temperament meines Gatten mehr als eine offene oder auch unterschwellige Drohung. »Wohin haben Sie ihn gebeten, Gargery? In den Salon?«

Gargery richtete sich kerzengerade auf und versuchte überheblich zu wirken. Da er nur etwa 1,65 m groß und sein stupsnasiges Gesicht für Blasiertheit nicht geschaffen ist, war der Versuch zum Scheitern verurteilt. »Ich habe besagte Person ins Eßzimmer verfrachtet, Sir.«

Eine gewisse Belustigung siegte über Emersons aufkeimenden Zorn; seine Augen funkelten. Da ihm der gesellschaftliche Dünkel völlig fehlt, lenken ihn Gargerys diesbezügliche Demonstrationen hervorragend ab. »Vermutlich bietet man einer ›Person‹ ohne Visitenkarte keinen Stuhl an, aber das Eßzimmer? Haben Sie keine Angst, daß er mit den Silberplatten durchbrennt?«

»Bob steht vor der Eßzimmertür, Sir.«

»Gütiger Himmel. Der muß ja aussehen wie ein Ganove. Sie haben mich neugierig gemacht, Gargery. Bringen Sie ihn her – nein, ich gehe besser zu ihm, da er so sorgfältig auf die Geheimhaltung seiner Identität bedacht zu sein scheint.«

Selbstverständlich begleitete ich Emerson. Seine halbherzig vorgebrachten Einwände ignorierte ich.

Das Eßzimmer gehört nicht unbedingt zu den ansprechendsten Räumlichkeiten unseres Hauses. Aufgrund der niedrigen Decke und der kleinen Fenster wirkt es etwas düster, was die schweren, dunklen jakobitischen Möbel und die Mumienmasken an den holzvertäfelten Wänden zusätzlich unterstreichen. Die Hände hinter dem Rücken verschränkt, inspizierte unser Besucher gerade eine dieser Masken. Statt des unheimlichen Individuums, das ich nach Gargerys Äußerungen erwartet hatte, fiel mein Blick auf einen gebeugten, grauhaarigen Mann. Kleidung und Stiefel waren abgetragen, dennoch flößte er Respekt ein. Und Emerson kannte ihn.

»Renfrew! Was zum Teufel soll dieser theatralische Aufzug bezwecken? Warum haben Sie nicht –«

»Pst!« Der Bursche legte den Zeigefinger an seine Lippen. »Wenn ich Ihnen meine Gründe nenne, werden Sie mich verstehen. Schicken Sie Ihren Butler fort. Ist das Ihre Gattin? Nein, stellen Sie mich nicht vor, für solche Kinkerlitzchen bleibt mir keine Zeit. Sie

fortzuschicken ist vermutlich zwecklos, da Sie ihr ohnehin alles erzählen. Das ist Ihre Sache. Wenn Sie wollen, können Sie sich setzen, Mrs. Emerson. Ich stehe lieber. Ich nehme auch keine Erfrischung. Ich will den Nachmittagszug erreichen. Auf diese Geschichte kann ich keine Zeit mehr verschwenden. Habe mich ohnehin viel zu lange damit herumgeschlagen. Habe es ausschließlich Ihnen zu Gefallen getan. Punkt.«

Seine Worte kamen in kurzen, abgehackten Sätzen, die ihm kaum Zeit zum Luftholen ließen, und obwohl er sich gewählt und ohne grammatikalische Fehler ausdrückte, hatte er den leichten Akzent der Ostlondoner. Seine Kleidung und seine Stiefel hätten abgebürstet werden müssen, und auch sein Gesicht schien von einer leichten Staubschicht bedeckt. Man rechnete schon fast mit Spinnweben hinter seinen Ohren. Doch die hellgrauen Augen unter den dunkelgrauen Brauen blickten messerscharf. Mir war klar, warum Gargery ihn falsch eingestuft hatte, und deshalb beging ich nicht den gleichen Fehler. Emerson hatte mir von ihm erzählt. Er war ein Emporkömmling, ein Frauenfeind und Einsiedler, und er sammelte chinesische und ägyptische Antiquitäten, persische Miniaturen sowie alles, was seinen exzentrischen Geschmack befriedigte.

Emerson nickte. »Dann kommen Sie zur Sache. Irgendeine Neuerwerbung, deren Echtheit ich attestieren soll?«

Renfrew grinste. Seine Zähne waren genauso graubraun wie seine Haut. »Genau deshalb schätze ich Sie, Emerson. Reden auch nicht lange um den heißen Brei herum. Hier.«

Er griff in seine Manteltasche und warf achtlos einen Gegenstand auf den Tisch, wo er mit einem lauten Knall liegen blieb.

Es handelte sich um einen Skarabäus, einen der größten, die ich jemals gesehen hatte, aus der türkisfarbenen, in der Frühzeit häufig gebrauchten Fayence (einer Keramiktechnik). Der Rücken war wie der Panzer des Käfers gerundet und mit angedeutetem Kopf und Gliedmaßen versehen.

Die kleinen Skarabäen waren beliebte Amulette, die die Lebenden und die Toten gern als Glücksbringer trugen. Die größeren – unter ihnen der berühmte »Hochzeits-Skarabäus« von Amenophis III. – dokumentierten häufig bedeutende Ereignisse. Dieser hier gehörte offenbar zu letzterer Gattung; als Emerson ihn aufhob und umdrehte, bemerkte ich die Hieroglyphenreihen auf der flachen Unterseite.

»Was steht da?« wollte ich wissen.

Emerson betastete sein Kinngübchen – eine Angewohnheit, wenn er verwirrt oder nachdenklich ist. »Soweit ich es erkennen kann, handelt es sich um die Umseglung Afrikas im 12. Regierungsjahr von Sesostri III.«

»Was! Dann ist es ein historisches Dokument von einzigartiger Bedeutung, Emerson.«

»Hmmm«, brummte Emerson. »Nun, Renfrew?«

»Nun, Sir.« Erneut bleckte Renfrew seine ungepflegten Zähne. »Ich überlasse Ihnen den Skarabäus für den von mir gezahlten Preis. Mein Stillschweigen kostet Sie darüber hinaus keinen Pfennig.«

»Stillschweigen?« wiederholte ich. Sein Verhalten – und auch das Emersons – mutete

irgendwie merkwürdig an. Sämtliche Alarmglocken schrillten in meinem Kopf. »Wovon redet er, Emerson?«

»Es ist eine Fälschung«, erwiderte Emerson knapp. »Er weiß es. Offensichtlich wußte er es noch nicht, als er ihn erwarb. Wer hat Ihnen die Gewißheit verschafft, Renfrew?«

Renfrews leicht geöffneten Lippen entfuhr ein spröder, rasselnder Laut, sein Versuch eines Lachens, nahm ich an. »Ich dachte mir schon, daß Sie das bemerken würden, Emerson. Sie haben recht, ich hatte keine Ahnung, daß es sich um eine Fälschung handelte; ich wollte eine genaue Übersetzung und schickte deshalb eine Kopie der Inschrift an Mr. Frank Griffith. Neben Ihrem Bruder und Ihrem Sohn ist er der beste Übersetzer auf dem Sektor altägyptischer Texte. Sein Urteil war gleichlautend mit dem Ihren.«

»Aha.« Emerson warf den Skarabäus auf den Tisch. »Dann brauchten Sie doch gar keine weitere Beurteilung.«

»Ein vernunftgeprägter Mensch drängt immer auf eine zweite Stellungnahme. Wollen Sie nun den Skarabäus oder nicht? Ich habe nicht vor, durch diesen Kauf Geld zu verlieren. Ich werde ihn an jemand anderen verkaufen – ohne Griffith zu erwähnen –, und früher oder später wird man herausfinden, daß er nicht echt ist und, genau wie ich, seine Spur bis zu dem Verkäufer zurückverfolgen und dessen Namen in Erfahrung bringen. Ich glaube nicht, daß Ihnen das recht wäre, Professor Emerson. Sie halten doch große Stücke auf den Jungen, nicht wahr? Wie ich hörte, heiratet er sogar in Ihre Familie ein. Es wäre doch, gelinde gesagt, peinlich, wenn man ihn der Fälschung von Antiquitäten überführte.«

»Sie widerwärtiger alter ... alter Halunke«, zischte ich. »Wie können Sie es wagen, David etwas Derartiges zu unterstellen?«

»Ich unterstelle gar nichts, Mrs. Emerson. Suchen Sie den Händler auf, von dem ich das hier erworben habe, und fragen Sie ihn nach dem Namen des Mannes, der ihm das Stück verkaufte.«

Aus Manuskript H

Ramses schreckte in seinem Sessel hoch, ließ seine Füllfeder fallen und fluchte.

»Ich habe angeklopft.« David verharrte auf der Schwelle. »Hast du mich nicht gehört?«

»Ich versuche, das hier fertigzustellen.«

»Es ist bald Teezeit. Du hast den ganzen Tag daran gearbeitet. Und du hast das Tablett mit deinem Mittagessen nicht angerührt.«

»Fang du nicht auch noch an, David. Es ist schon schlimm genug, daß mir Mutter und Nefret ständig zusetzen.«

Stirnrunzelnd betrachtete er die akribisch zu Papier gebrachten Hieroglyphen. Die Füllfeder, die ihm nach Davids plötzlichem Auftauchen aus der Hand geglitten war, hatte ein Eulen-Symbol in ein schlangenartiges Ungeheuer mit einem langen Schwanz verwandelt. Er griff nach einem Blatt Löschpapier und entschied dann, die Tinte erst trocknen zu lassen, bevor er den Schaden ausbesserte.

»Du warst sehr krank. Wir waren alle sehr besorgt um dich.«

»Das liegt Monate zurück. Mittlerweile bin ich wieder völlig gesund. Ich brauche niemanden, der mich wie ein Kind dazu ermahnt, meinen Porridge zu essen und früh ins Bett zu gehen.«

»Nefret ist Ärztin«, warf David vorsichtig ein.

»Sie hat ihre Ausbildung nie beendet.« Ramses rieb sich die Augen. »Es tut mir leid. Ich habe es nicht so gemeint. Unter den frauenfeindlichen Voraussetzungen ist ihre Hartnäckigkeit hinsichtlich der Fortführung ihres Medizinstudiums bewundernswert. Ich wünschte mir nur, daß sie nicht ständig an mir herumexperimentierte!« Er nahm ein Glas vom Tablett, nippte daran und verzog das Gesicht. »Die Milch ist sauer.«

David trat ein und schloß die Tür. »Wie wäre es statt dessen mit einem Bier? Ich habe sie gerade aus der Eiskiste genommen.«

Aufgrund der Kälte waren die braunen Flaschen beschlagen. Ramses' verkrampfte Schultern entspannten, und er bedachte seinen Freund mit einem anerkennenden Blick. »Das war ein guter Gedanke. David, tut mir leid, was ich heute morgen gesagt habe.«

»Freunde müssen nicht immer gleicher Meinung sein. Ist doch unwichtig.«

»Ich lehne deine Einstellung nicht grundsätzlich ab. Ich denke nur –«

»Ich weiß. Es spielt keine Rolle, glaub mir.«

Er bot Ramses eine Zigarette an und zündete sie vor seiner eigenen an. Es war genau wie früher, als sie Ramses' Mutter entwischt waren, um sich verbotenen Genüssen wie Biertrinken und Rauchen hinzugeben. Ramses fragte sich, ob David das Ganze absichtlich provoziert hatte.

Seit David in eine Geschichte verwickelt war, die Ramses für gefährlich und sinnlos hielt, war ihr Verhältnis gespannt. Auch er sympathisierte mit der Unabhängigkeitsbewegung der jungen Generation von Ägyptern, dennoch war er sich sicher, daß sie gegenwärtig keine Chance auf Erfolg hatte. Ägypten stand unter britischem Protektorat, und aufgrund der unsicheren politischen Situation im östlichen Mittelmeerraum konnten die Engländer nicht riskieren, die Kontrolle über einen Anrainerstaat am Suezkanal zu verlieren. Die Wahl des zweifelhaften Kitchener of Khartoum zum ägyptischen Generalkonsul signalisierte eine Politik der Härte gegenüber den Nationalisten. David hatte eine großartige Karriere und eine glückliche Ehe vor sich. Es wäre reiner Wahnsinn gewesen, das Risiko von Exil und Gefängnis einzugehen.

»Ich weiß nicht, ob du das gesehen hast.« David zog einen dünnen Band aus seiner Manteltasche.

Ramses war erleichtert über diesen Themawechsel. »Percys Meisterwerk? Ich wußte, daß Nefret ein Exemplar besitzt, habe es allerdings noch nicht gelesen.«

»Schau dir dieses Kapitel an. Du brauchst nicht lange, schließlich bist du ein geübter Leser.«

Er hatte ein Stück Papier in die entsprechende Seite geklemmt. »Gut, daß du Bier mitgebracht hast«, meinte Ramses und nahm das Buch in Empfang. »Vermutlich wird Percys Prosa nur durch den betäubenden Genuß von Alkohol erträglich.«

Seit zwei Wochen war ich ihr Gefangener. Zaal besuchte mich täglich. Anfänglich diente

das der Bedrohung und Einschüchterung, doch mit der Zeit entwickelte er eine seltsame Zuneigung für mich. Wir verbrachten viele Stunden mit Diskussionen über den Koran und über die Lehre des Propheten. »Du hast ein gutes Herz, Engländer«, sagte er eines Tages. »Ich hoffe, deine Freunde werden das Lösegeld bezahlen; es wäre betrüblich, wenn ich dir die Kehle aufschlitzen müßte.«

Natürlich hatte ich nicht vor, so lange zu warten, bis mein unglücklicher Vater und tief betroffene Freunde zu meiner Rettung eilten. Nachdem die Verletzungen anlässlich meiner Gefangennahme verheilt waren, brachte ich tagtäglich mehrere Stunden mit körperlicher Ertüchtigung zu, soweit mein winziger Kerker dies zuließ. Schattenboxen, Liegestütze und konsequente Gymnastik brachten mich bald wieder zu Kräften. Diese Aktivitäten verbarg ich vor Zaal. Wann immer er meine Zelle betrat, lag ich auf dem Diwan. Ich hoffte, daß meine vorgetäuschte Schwäche und die ihm eigene Arroganz zu einem übersteigerten Vertrauen seinerseits führen würden. Eines Tages käme er allein, ohne seine Bewacher, und dann ... dann wäre er meiner Gnade ausgeliefert!

Als ich eines Nachmittags seinen üblichen Besuch erwartete, sprang die Tür auf, und ich sah mich nicht Zaal gegenüber, sondern zwei seiner Helfershelfer, die einen dritten Mann in ihre Mitte genommen hatten. Bis auf seine Hose hatten sie ihn sämtlicher Kleidungsstücke entledigt; seine dunkle Hautfarbe und das zerzauste schwarze Haar verrieten seine Nationalität. Mit gesenktem Kopf zerzten sie ihn in den Raum und warfen ihn auf den Diwan.

Hinterhältig grinsend tauchte Zaal im Türrahmen auf. »Du verfügst über Medizin, Engländer. Benutze sie. Er ist der Sohn meines größten Feindes, und ich will nicht, daß er zu früh stirbt.«

Die Tür knallte ins Schloß, und ich hörte das Klirren von Bolzen und Kette.

Ich drehte mich zu meinem unverhofften Gast um. Er war vom Diwan geglitten und flach auf den Rücken gefallen. Ein schwarzer Vollbart betonte die Gesichtszüge eines klassischen Arabers – schmale Lippen, eine auffällige Hakennase und dichte, schwarze Brauen. Brust und Arme waren von Striemen übersät, dennoch schien er nicht ernsthaft verletzt. Vermutlich war er vor lauter Angst ohnmächtig geworden.

Ich richtete ihn auf, doch als ich ihn in Sitzhaltung brachte und ihm einen Schluck Brandy einflößen wollte, spuckte er diesen aus.

»Das ist verboten«, erwiderte er in kehligem Arabisch und wiederholte diese Aussage dann in holprigem Englisch. Er war jünger als von mir zunächst angenommen und für einen Araber recht groß, wenn auch hager.

»Ich spreche deine Sprache«, erwiderte ich. »Wer bist du, und warum hat man dich gefangengenommen?«

»Mein Vater ist Scheich Mohammed. Ich bin Feisal, sein ältester Sohn. Zwischen ihm und Zaal besteht eine Blutfehde.«

»Dann geht es also nicht um Lösegeld?«

Der junge Bursche zuckte heftig zusammen. »Nein. Er wird mich foltern und meinen Kopf – sowie diverse andere Körperteile – meinem Vater überbringen lassen.«

»Dann müssen wir fliehen, und zwar bald.«

»Wir?« Erstaunt starrte er mich an. »Warum solltest du ein solches Risiko eingehen?

Dir wird Zaal kein Haar krümmen. Sicherlich werden deine Freunde das Lösegeld zahlen.«

Ich unterzog mich nicht der Mühe einer Erklärung.

Schließlich hätte das nur ein Engländer nachvollziehen können.

Ich plante, ihn in jener Nacht fortzuschaffen, noch bevor Zaal mit seiner Folter beginnen konnte. Unseligerweise hatte sich Zaal in den Kopf gesetzt, uns an selbigem Abend noch einmal aufzusuchen. Er war sturzbetrunken und suchte Zerstreuung. Ich kann weder den genauen Wortlaut des entsetzlichen Vorschlags wiedergeben, den er meinem Gefährten machte, noch Feisals ablehnende Antwort. Mit der Bemerkung »Also ziehst du die Peitsche vor?« befahl Zaal vieren seiner Männer, die hagere, eingesunkene Gestalt des Burschen zu packen und ihn festzuhalten.

Mein Angebot, mich anstelle von Feisal auspeitschen zu lassen, beruhte nicht ausschließlich auf meiner edlen Gesinnung. Mein Fluchtplan wäre ernsthaft ins Wanken geraten, wenn mich ein bewußtloser oder verletzter Begleiter behindert hätte – denn es war selbstverständlich undenkbar, daß ich ihn zurückließ. Ich wußte, daß ich Folterqualen bei weitem besser überstehen würde als ein Araber.

Aufgrund des Alkohols und seiner Blutrünstigkeit war Zaal viel zu erregt, um einem solchen Angebot widerstehen zu können. Dieser Kreatur hätte es eine gewaltige Befriedigung verschafft, einen Engländer um Gnade flehen zu hören. Natürlich hatte ich das keineswegs vor. Feisal trat einen Schritt auf mich zu. Ich rief ihm zu, daß er mein Angebot annehmen solle, und dann preßte ich entschlossen meine Lippen zusammen, damit diesen kein weiterer Laut entfuhr. Sie rissen mir das Hemd vom Leib und warfen mich auf den Diwan. Zwei von ihnen packten meine Fußknöchel, die beiden anderen meine Handgelenke, und dann hielten sie mich fest. Zaals Peitsche knallte auf meinen Rücken. Ich biß die Zähne zusammen, um den brennenden Schmerz auf meiner Haut lautlos ertragen zu können ...

Mit seinem Hemdsärmel saugte Ramses den Spritzer Bier von der Seite auf, an der er den Großteil des Tages gearbeitet hatte. Als er David das Buch zuwarf, krümmte er sich immer noch vor Lachen. »Hier, mehr kann ich einfach nicht ertragen.«

»Du hast das Beste verpaßt«, erwiderte David, während er einige Seiten umblätterte. »Als du und er eure Blutsbrüderschaft besiegelt, bevor er dich sicher im Zelt deines Vaters abliefern und dann allein in die Nacht hinausreitet.«

»Zweifellos auf seinem getreuen weißen Hengst, unter dem kalten Licht der Sterne am Wüstenhimmel. Er hat eine Vorliebe für banale Adjektive, schätze ich ...« Zu spät dämmerte ihm die Bedeutung mehrerer Pronomen. Schlagartig wurde er ernst. »Wovon sprichst du eigentlich?«

David warf das Buch zu Boden. »Vielleicht bin ich etwas langsam, Ramses, aber ich bin keineswegs dumm. Percy war in die Wüste geritten, und wir anderen trafen in jenem Frühjahr gerade die Vorbereitungen für unsere Rückreise nach England, als der Professor

und Tante Amelia die Lösegeldforderung von Zaal erhielten. Du hattest Reisner bereits zugesagt, den Sommer über mit ihm in Samarra zu arbeiten. Ich dachte mir nichts dabei, als du einige Tage früher als geplant aufbrechen wolltest, doch daß Percy kurz nach deiner Abreise aus Kairo benommen schwankend, aber unverletzt zurückkehrte, verblüffte mich. Jetzt ist mir alles klar. Im großen und ganzen schreibt er Unsinn, dennoch wäre ihm seine Flucht nicht ohne deine Unterstützung gelungen, und wer außer dir hätte der ›hagere‹ junge Prinz ansonsten sein können? Mit Sicherheit nicht Feisal. Er wird dich umbringen, wenn er erfährt, daß du dich törichterweise seines Namens bedient hast.«

»Ich werde ihm erklären, daß du es warst.«

Grinsend schüttelte David den Kopf. »Ich hätte nicht Kopf und Kragen für Percy riskiert. Warum hast du es getan?«

»Verflucht, wenn ich das wüßte!«

David schien empört. »Wieviel von diesem ... diesem Unsinn ist wahr?«

»Also ...« Ramses leerte sein Bier und wischte sich den Mund an seinem anderen Ärmel ab. »Also, wenn du es genau wissen willst – nicht viel.«

Ramses hatte genau gewußt, was zu tun war, als die Lösegeldforderung bei ihnen eingetroffen war. An ihrer Echtheit bestand kein Zweifel; mit eigener Hand hatte Percy einen verzweifelten Hilferuf hinzugefügt. Selbst sein Vater mußte eingestehen, daß sie Percy nicht der Gnade des wankelmütigen Zaal ausliefern durften; er war ein Verräter und ein Trunkenbold, und nur Gott allein wußte, wozu er in seiner Brutalität fähig war.

»Dann«, bemerkte Emerson düster, »würde sich England verpflichtet fühlen, diesen blutrünstigen Irren zu rächen, und unschuldige Menschen müßten sterben. Hölle und Verdammnis! Wir werden das Geld aufbringen müssen, vermute ich.«

»Onkel James wird es dir niemals zurückerstatten«, warf Ramses ein. »Eher würde er einer verhungerten Bettlerin ihren letzten Pfennig abschwatzen.«

Keiner unterzog sich der Mühe, diese Stellungnahme zu entkräften, nicht einmal seine Mutter. Sie kannte ihren Bruder nur zu gut und verabscheute ihn vermutlich noch mehr als Emerson. Die Familienehre verlangte allerdings eine rasche Reaktion, und Ramses nahm sich der Sache an, indem er einige Tage früher als geplant nach Palästina aufbrach.

Er wußte, wo er Zaal finden konnte. Als er im Jahr zuvor mit Reisner in Palästina gearbeitet hatte, hatte er eine Menge von dem Burschen gehört. Zaal war ein Räuber alten Stils, der Araber und Europäer gleichermaßen ausplünderte und nach jedem Beutezug auf sein verfallenes, zum Hauptquartier umfunktioniertes Schloß zurückkehrte. Seine Anhänger waren ein dreckiger Haufen, genauso feige und korrupt wie Zaal, dennoch wäre ein direkter Angriff auf das Schloß aufgrund seiner Lage und der Festungswälle gefährlich gewesen. Die alten Kreuzritter hatten gewußt, wie man eine Festung errichtete.

Ramses hatte nicht die Absicht, direkt anzugreifen. Es dauerte nicht lange, bis er seine Vorbereitungen getroffen hatte; schließlich hatte er überall Freunde und Bekannte. Die kleine, von ihm ausgewählte Oase befand sich in der Nähe des Schlosses. Mit einem beeindruckenden Bart und der eleganten Verkleidung eines weithin bekannten,

vornehmen Zeitgenossen ließ er sich dort nieder und wartete in der Gewißheit auf Zaals Reaktion, daß dieser von ihm erfuhr. Ein einsamer, wohlhabend wirkender Reisender mit einem schwer beladenen Lastkamel stellte ein unwiderstehliches Angriffsziel dar.

Er leistete nur geringen Widerstand, als die zusammengewürfelte Reiterhorde ihn fortschleppte. Von zwei der Männer stümperhaft gefesselt, ertrug er einige Tritte und Schläge mit der den Arabern eigenen, stoischen Gelassenheit, bis ein Freudenschrei derjenigen, die das Lastkamel inspizierten, seine Peiniger ablenkte. Diese hinterhältigen Schweine kamen nicht einmal auf die Idee, ihn zu fragen, welches Mißgeschick ihn so lange in der Oase aufgehalten hatte, oder Vermutungen anzustellen, warum der edle, fromme Prinz Feisal eine Ladung Whiskey auf seinem Kamel transportierte.

Sie hatten mehrere Flaschen geleert, bevor sie ihn auf ein Pferd warfen und seine Füße an den Steigbügeln festbanden. Insgeheim wünschte sich Ramses, daß sie etwas mehr Eile an den Tag legten. Einer der Schurken hatte sein elegantes Gewand und seine Lederstiefel für sich beansprucht, und die Sonne brannte auf seine nackte Haut. Er war erleichtert, wenn auch nicht erstaunt, daß sie den Whiskey entluden und untereinander aufteilten, bevor sie aufsaßen. Zaal hätte ihn ansonsten für sich und seine Günstlinge beansprucht.

Nachdem sie über einen steilen, gewundenen Felspfad geritten waren, zeichnete sich schließlich die Turmruine vor dem Himmel ab. Aufgrund des Gebrülls der Anführer sprang das Tor auf, und Ramses vergegenwärtigte sich sorgfältig jede Einzelheit der Innenanlage. Ein offener Innenhof, einige einfache Verschläge für Männer und Pferde, ein gewaltiger, auf der Innenseite des Tores angebrachter Riegel ... Nein, es würde keineswegs schwierig werden, sofern Percy nicht bewegungsunfähig war.

Er freute sich auf ein Wiedersehen mit seinem Cousin, doch zunächst mußte er Zaal gegenübertreten. Die Konfrontation hatte ihre interessanten Aspekte und war nur unwesentlich unangenehmer als erwartet. Zaal mußte sich seine Führungsposition ausschließlich aufgrund seiner Hinterhältigkeit erkämpft haben, da seine Körperstatur alles andere als beeindruckend war. Von mittlerer Größe, mit graumeliertem Haar und Bart, war er so fett, daß er dem gefräßigen, krummbeinigen Dämon Bes ähnelte, als er auf seinen Gefangenen zuwatschelte.

»Wer ist denn dieser Bauer?« wollte er wissen. »Warum habt ihr ihn hergebracht?«

»Er ist ein einflußreicher Mann«, beharrte der Bandenführer. »Er trug ein seidenes Gewand mit Goldstickerei ...«

»Ach? Und wo ist es dann?«

Eine lautstarke Diskussion über den Verbleib der Kleidung schloß sich an. Ramses unterbrach die Männer. Er verschränkte seine Arme vor der Brust, blickte hochnäsiger auf Zaal hinunter und offenbarte seine Scheinidentität.

»So ist das also.« Zaals Schweinsäuglein hellten sich auf. »Der Sohn von Scheich Mohammed.«

»Der älteste Sohn«, korrigierte Ramses entsprechend blasierter.

»Soso. Dann würde er doch bestimmt eine hohe Summe für deine Freilassung zahlen?«

»Wenn ich wohlbehalten zurückkehrte, ja.«

Er dehnte das entscheidende Wort und senkte die Lider. Er hatte schon einiges über Zaals Methoden erfahren und keineswegs das Bedürfnis, in die verschlagenen Augen seines ihn taxierenden Gegenübers zu blicken.

Grinsend kratzte sich Zaal den Kopf. »Selbstverständlich. Ich will doch auf gutem Fuß mit deinem ehrenwerten Vater stehen. Setz dich, und wir unterhalten uns. Trink mit mir Tee.«

Vielleicht bleibe ich besser charakterfest stehen, dachte Ramses im stillen, insbesondere, wenn es meinem Vorhaben zweckdienlich ist. »Der Sohn meines Vaters setzt sich nicht mit Verrätern und Banditen an einen Tisch.«

Zaals Grinsen wurde lediglich breiter.

»Das ist unhöflich, junger Freund. Shakir, erteile ihm eine Lektion, wie er sich bei mir zu benehmen hat.«

Während zwei Männer Ramses festhielten, gehorchte Shakir. Nach einigen Peitschenhieben entschied er, daß er seinen Standpunkt lange genug vertreten hatte, und sank in sich zusammen, allerdings etwas zu spät; ihm war kaum bewußt, daß sie ihn aus dem Zimmer und dann eine lange Treppe hinaufzerrten. Der Raum, in den sie ihn schleiften, hatte keinerlei Ähnlichkeit mit einer Gefängniszelle; durch seine halb geschlossenen Lider bemerkte er das Sonnenlicht, den mit Teppichen bedeckten Boden – und seinen Cousin, der bequem auf einem Stapel von Kissen thronte. Dann warfen sie ihn bäuchlings auf einen Diwan, woraus er schloß, daß er ebenfalls dort bleiben sollte.

Eine kluge Entscheidung. Das sich daran anschließende Gespräch zwischen Percy und Zaal war aufschlußreich.

»Wer zum Teufel ist das?« lautete die erste Frage seines Cousins.

»Ein junger Mann, der, so hoffe ich, ein guter Freund von mir werden wird.«

»Was ist mit dem Lösegeld?« drängte Percy. »Hast du irgendwas gehört?«

»Nein. Es ist noch zu früh. Warum beklagst du dich? Du lebst hier wie ein Pascha. Willst du mehr Brandy? Haschisch? Eine Frau? Du mußt lediglich deine Wünsche äußern.«

»Ja, aber ...«

»Sei nett zu meinem neuen Freund«, säuselte Zaal. »Erkläre ihm, wie angenehm er hier leben kann, wenn er ebenso kooperativ ist wie du.«

Nachdem Zaal verschwunden war, schritt Percy eine Zeitlang leise murmelnd auf und ab. Dann vernahm Ramses das gurgelnde Geräusch einer Flüssigkeit. Er drehte sich auf die Seite und setzte sich auf. Percy beobachtete ihn mürrisch über den Rand seines Glases hinweg, aus dem er gerade trank.

»Brandy«, erklärte er. »Willst du auch einen?«

Ramses schüttelte den Kopf. »Das ist verboten.«

»Dein Problem.« In einem Zug leerte Percy sein Glas.

Ganz offensichtlich hatte er Ramses nicht erkannt. Letzterer erhob sich und ging zum Fenster, das offen und unvergittert war. Es überblickte den Hof, und in etwa zwei Metern Tiefe befand sich das Dach eines weiteren Gebäudes.

Percy reagierte keineswegs begeistert auf »Feisals« Fluchtplan. »Warum zum Teufel sollte ich das riskieren? Meine lieben Verwandten werden das Lösegeld beibringen.«

»Mein Vater ebenfalls. Doch bis es soweit ist, habe ich keineswegs vor, wie ein Mädchen oder ein kleines Kind tatenlos herumzusitzen.«

Gezwungenermaßen unterhielten sie sich in englischer Sprache, da Percys Arabischkenntnisse miserabel waren. Percy zeigte nicht einmal so viel Interesse an seinem Gefährten, daß er ihn fragte, wo er Englisch gelernt habe. Seine Haltung gegenüber Ramses' Vorschlägen blieb betont abweisend, und dieser glaubte schon fast, daß er Percy bewußtlos schlagen und ihn wegschleifen müßte. Doch dann schaltete sich das Schicksal in der unangenehmen Person von Zaal ein.

Es wurde bereits dunkel. Percy hatte eine der Öllampen angezündet und saß maulend auf seinem Kissenstapel, weil sein Abendessen überfällig war. Als die Tür aufging, blickte er stirnrunzelnd auf.

Zaal torkelte herein. Er war sehr betrunken und überaus anlehnungsbedürftig, allerdings nicht so töricht, daß er sie allein aufsuchte. Zwei seiner kräftigsten Männer begleiteten ihn. Als er den Gefangenen seinen interessanten Vorschlag unterbreitete, brach Percy in lautes Protestgeschrei aus.

»Laß mich in Ruhe! O Gott ... bitte ... nimm ihn!« Er streckte den Arm aus und deutete auf seinen Gefährten, dann verkroch er sich im hintersten Winkel des Zimmers.

»Mit Vergnügen«, meinte Zaal. »Ich habe dich aus reiner Gastfreundschaft mit einbezogen.«

Er breitete seine Arme aus und schlenderte gefährlich schwankend in Ramses' Richtung. Ramses entwand sich ihm problemlos und schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Nein?« Zaal schien alles andere als betroffen. »Dein Eigensinn gefällt mir, mein Schatz, aber jeder Widerstand wäre unklug.«

»Vergnüg dich mit deinesgleichen«, schlug Ramses vor, wobei er eine deutlichere Umschreibung wählte. »Sicherlich hungern irgendwelche Hunde um den Misthaufen herum.«

Während Zaal wutschnaubend schwankte, stürzten sich die Wachen auf Ramses. Ein Blick auf seinen Cousin bewies ihm mit erschreckender Deutlichkeit, daß er aus dieser Ecke keine Hilfe erwarten durfte. Falls Percy den Mut zur Gegenwehr aufgebracht hätte, wären sie mit den Wachen und Zaal fertig geworden, und der Fluchtweg hätte ihnen mit Zaal als Geisel offengestanden.

Blieb ihm lediglich, Zaal davon abzuhalten, daß er seinen Cousin übel zurichtete. Was seine eigene Person betraf, so mußte er den Schaden so gering wie möglich halten. Ersteres war nicht weiter schwierig; offensichtlich war Zaals Interesse an Percy erst aufgekeimt, als ihm der faszinierende Gedanke an ein Rendezvous zu dritt gekommen war. Allerdings hat jede edle Gesinnung ihre Grenzen, und er hatte keinesfalls die Absicht, Zaals Phantasien Folge zu leisten. Ein sorgfältig kalkulierter Tritt intensivierte die Wirkung des Brandys und gewährleistete, daß Zaal vorübergehend keine diesbezügliche Aktivität unternahm. Die sich daran anschließenden Peitschenhiebe von Zaals getreuen

Helfershelfern waren eher nachlässig – und verflucht angenehmer als die Alternative. Als er einige Stunden später darauf hinwies, daß es Zeit zum Aufbruch sei, erklärte sich Percy einverstanden.

»Genau unter Percys Zimmerfenster befand sich ein flaches Dach, von wo aus man mit Leichtigkeit zu Boden springen konnte«, schloß Ramses. »Er hätte jederzeit ausbrechen können, wenn er nicht ein so – äh – vorsichtiger Mensch wäre. Mir war klar, daß sich Zaals Männer in jener Nacht bis zur Besinnungslosigkeit betrinken würden, deshalb warteten wir, bis ihr Lärmen in lautes Schnarchen überging, dann machten wir uns auf den Weg. Der schwierigste Teil bestand darin, nicht über schlafende Gestalten zu stolpern.«

»Dann warst du also derjenige, der die Peitschenhiebe einsteckte.«

Ramses zuckte die Schultern. »Ich wollte noch in derselben Nacht fliehen und befürchtete, daß Percy völlig zusammenbrach, wenn irgend jemand Hand an ihn legte. Außerdem war es halb so wild. Zaal hätte mich ohnehin aufgespart für ... Ach, zum Teufel damit. Du hast mich eiskalt erwischt, trotzdem hoffe ich, daß du es niemandem erzählst. Insbesondere Percy.«

»Warum nicht? Ihn öffentlich zu brüskieren wäre vermutlich gegen die guten Sitten, aber was ist daran so verwerflich, ihn grundsätzlich zu beschämen?«

»Gütiger Himmel, David, bist du wirklich so naiv in deiner Menschenkenntnis? Seit unserer Kindheit hegt Percy einen Groll gegen mich. Was meinst du, wie er sich fühlte, wenn er erführe, daß ich der einzige Zeuge seiner verachtenswerten Vorstellung bin?« Ramses erhob sich und lockerte seine verkrampfte Muskulatur. »Bevor ich nach unten gehe, ziehe ich wohl besser ein frisches Hemd an. Offenbar habe ich jede Menge Bier darauf gekleckert.«

So einfach ließ David sich nicht abwimmeln. »Was wirst du in dieser Sache unternehmen?«

»In welcher Sache? Ach so – du meinst Percys interessante Hirngespinnste. Nichts. Und du ebenfalls nicht. Wenn du auch nur ein Wort von dieser Geschichte erwähnst –«

»Nicht einmal gegenüber Nefret?«

»Schon gar nicht gegenüber Nefret.«

»Es ist immer dasselbe«, entfuhr es David. »Warum weigerst du dich ständig, dich gegenüber einem Mädchen in einem vorteilhaften Licht darzustellen, um sie zu beeindrucken? Schon seit Jahren liebst du sie. Erzähl mir jetzt nicht, daran habe sich irgend etwas geändert.«

»Nennen wir es schlicht und einfach so: Ich habe beschlossen, mir mein Hirn nicht länger an ihrer abgrundtiefen Gleichgültigkeit zu zermartern. Wenn sie meinen reinen Charakter und mein überdurchschnittlich gutes Aussehen bislang nicht zu schätzen weiß, wird ihr das vermutlich nie gelingen.«

»Aber sie empfindet –«

»Zuneigung zu mir?« Ramses mußte dem kindischen Drang widerstehen, David sein mit Bierflecken übersätes Hemd an den Kopf zu werfen. »Das weiß ich. Und genau

deshalb darfst du ihr kein Sterbenswort verraten. Selbst wenn sie dir Geheimhaltung zusagte, würde ihr aufbrausendes Temperament irgendwann mit ihr durchgehen, und sie könnte es nicht lassen, Percy zu foppen oder irgend jemandem die Wahrheit an den Kopf zu werfen, der eine negative Bemerkung über mich gewagt hätte. Dann würde Percy alles erfahren, und er haßte mich noch mehr. Ich habe schon genug Widersacher.«

»Dem kann ich nicht widersprechen.« David nahm die verschmähte Lektüre und stand auf. »Trotzdem, wie könnte dir dein Cousin gefährlich werden? Er ist viel zu feige, um dich direkt anzugreifen, und kein englischer Gentleman würde einem Gegner ein Messer in den Rücken jagen, nicht wahr?«

Ramses wandte sich ab und durchwühlte seinen Kleiderschrank. Es fiel ihm schwer, ruhig zu bleiben, wenn David sich über Anstandsformen, Ehrgefühl und die Verhaltensmuster eines englischen Gentleman ausließ. Er verachtete diesen Snobismus genauso wie David, und das wußte sein Freund.

Er unterdrückte seine Verärgerung, nahm ein frisches Hemd und wandte sich zu seinem Freund um. »Sag Mutter, daß ich gleich nach unten komme.«

Vor dem Hinausgehen warf David Ramses einen langen, kritischen Blick zu. Es war fast so, als sähe er sein Ebenbild in einem Spiegel. Der genaue Beobachter hätte sie nie verwechselt, doch eine oberflächliche Beschreibung paßte auf beide – 1,80 m groß, Augen und Haare schwarz, schmales Gesicht, olivfarbene Haut, vorstehende Nase, Statur ... hager?

Grinsend zog Ramses sein Hemd an und knöpfte es zu. Percy war ein Scherz – ein schlechter Scherz, ein Aufschneider, ein Feigling und ein Schnüffler. Nein, jemandem ein Messer in die Rippen zu stoßen war nicht sein Stil, aber es gab andere Möglichkeiten, einem Widersacher zu schaden – Methoden, die ein aufrichtiger Mann wie David niemals nachvollziehen könnte. Ramses' Grinsen verschwand, und ein leichter Schauer jagte durch seinen Körper, als spürte er, daß ihm jemand bereits sein Grab schaufelte.

Als Ramses den Raum betrat, saßen wir anderen bereits beim Frühstück. Am Abend zuvor hatte ich es für angeraten gehalten, ihm einen kurzen Vortrag zu halten, daß er sich bei seiner Arbeit nicht übernahm und zu wenig Schlaf bekam, und ich stellte zufrieden fest, daß er sich das offenbar zu Herzen genommen hatte – was keineswegs immer der Fall war –, denn die (für eine Mutter) untrüglichen Anzeichen von Müdigkeit waren nicht vorhanden. Wie die Ägypter, denen Ramses so stark ähnelt, hat auch er schwarze Augen und lange, dichte Wimpern. Wenn er übermüdet ist, sind seine Lider halb gesenkt, und unter seinen Augen zeichnen sich dunkle Ringe ab. Er tat so, als bemerkte er meine intensive Begutachtung nicht, und stopfte Eier und Schinken, Toast und Muffins in sich hinein.

Die anderen hatten darüber diskutiert, wer unsere ägyptischen Freunde abholen sollte, die an diesem Tag in London von Bord gingen. Eine Hochzeit ohne die Mitglieder aus Davids Familie, die ihm und auch uns sehr nahe standen, wäre undenkbar gewesen. Jetzt, wo der geschätzte Abdullah verstorben war, waren sie nur noch zu dritt. Selim,

Abdullahs jüngster Sohn, hatte den Platz seines Vaters als unser Rais eingenommen; Daoud, einer von Davids zahlreichen Cousins, hing sehr an Lia, was auf Gegenseitigkeit beruhte; Fatima, die in unserem ägyptischen Haus nach dem Rechten sah, war uns eine zuverlässige Freundin geworden.

Alle wollten sie abholen, sogar Gargery. Die Diskussion verlief lautstark. Emersons Stimme klang immer ungeduldiger. Rose, unsere treue Haushälterin, bestrich für Ramses Muffins mit Butter und beschwatzte ihn, zu Hause zu bleiben und sich auszuruhen. Also wirklich, dachte ich empört, mit Sicherheit gab es keinen Haushalt, in dem sich so viele Personen zur freizügigen Meinungsäußerung berufen fühlten! Ich muß zugeben, daß unsere Beziehung zu einigen unserer Bediensteten ungewöhnlich ist, und das hängt teilweise mit den kriminellen Begebenheiten zusammen, die unseren häuslichen Frieden so häufig gestört haben. Einem Butler, der einen Knüppel so souverän zu bedienen weiß wie einen Bratspieß, gebühren gewisse Privilegien, und Rose war seit Ramses' viertem Lebensjahr seine treue Verfechterin, deren Zuneigung selbst mumifizierte Mäuse, die Explosionen diverser Chemikalien und der von ihm ständig ins Haus geschleppte Dreck nichts anhaben konnten.

»Rose hat recht, Ramses.« Ich nickte ihr zu. »Das Wetter scheint unbeständig, und du könntest dir eine Erkältung zuziehen.«

Ramses blickte von seinem Teller auf. »Wie du willst, Mutter.«

»Worauf willst du eigentlich hinaus?« bohrte ich.

»Ich kann mir nicht vorstellen«, erwiderte mein Sohn, »warum du meine bereitwillige Zustimmung zu deinem vernünftigen Vorschlag als Anzeichen für –«

»Ganz recht«, warf Emerson ein, der genau wußte, daß Ramses seinen Sermon beliebig lange fortführen konnte, bis die eigentliche Aussage schließlich in einem Gewirr von Nebensätzen unterging. »Ich werde an deiner Stelle mitfahren.«

Das hatte ich befürchtet. Emersons Begleitung des Empfangskomitees war eine Sache; eine andere allerdings die Tatsache, daß er mit Sicherheit darauf bestand, das Automobil zu steuern. Die Bewohner des Ortes hatten sich an seinen Fahrstil gewöhnt und verließen fluchtartig die Straße, wenn er das Fahrzeug aus der Garage holte. Allerdings durfte man nicht damit rechnen, daß die Einwohner Londons so viel Einsicht zeigten.

Nachdem ich allen Anwesenden freie Meinungsäußerung zugestanden hatte, was in einer Demokratie nur recht und billig ist, klärte ich sie über meine Entscheidung auf.

»Nefret muß auf jeden Fall dabeisein; Fatima wird sich in weiblicher Begleitung wohler fühlen. David ebenfalls, schließlich handelt es sich um seine Familie. Für weitere Insassen ist in dem Automobil kein Platz. Wie ihr wißt, ist Daoud groß und kräftig. So, das wäre geklärt. Am besten brecht ihr umgehend auf. Ruft an, falls das Schiff verspätet eintrifft oder ihr anderweitig aufgehalten werdet. Fahrt vorsichtig. Zieht euch der Witterung entsprechend an. Auf Wiedersehen.«

Am Spätnachmittag setzte Regen ein, und der wolkenverhangene Himmel sorgte für eine frühe Abenddämmerung. Gegen Mittag hatte Nefret angerufen und erklärt, daß der Dampfer mit einigen Stunden Verspätung im Hafen einlaufen würde. Alles war

vorbereitet; in jedem Zimmer brannte ein knisterndes Kaminfeuer, das Haus war einladend erleuchtet. Ich stand gerade am Fenster des Salons und schaute erwartungsvoll hinaus, als mich eine Stimme zusammenschrecken ließ.

»Sie können frühestens in einer Stunde hier sein, Mutter. Du bist doch nicht etwa beunruhigt? David ist ein hervorragender Fahrer.«

»Er wird aber nicht am Steuer des Wagens sitzen, Ramses. Nefret wird darauf bestehen, ihre Fahrkünste unter Beweis zu stellen, und er besitzt nicht den Mumm, sie davon abzuhalten.« Ich wandte mich vom Fenster ab. Er stand dicht neben mir, obwohl ich seine Schritte nicht bemerkt hatte. Ich verabscheue seinen geräuschlosen, katzenhaften Gang, und als ich seinen durchnäßten Mantel und sein feuchtes Haar betrachtete, entfuhr mir die verärgerte Bemerkung: »Du bist schon wieder ohne Kopfbedeckung im Freien gewesen. Wie oft muß ich dir noch sagen –«

»Deine Besorgnis ist zwar gut gemeint, aber zwecklos, Mutter. Warum setzt du dich nicht an das Feuer, und ich läute nach dem Tee? Nefret hat mit keinem Wort erwähnt, daß wir warten sollen.«

Dem konnte ich nicht widersprechen, deshalb setzte ich mich auf den von ihm hingeschobenen Stuhl. Nachdem er geläutet hatte, lehnte er sich an den Kaminsims. »Ich möchte dich hinsichtlich einer Sache etwas fragen«, hub er an, während er in seiner Manteltasche wühlte.

Erstaunt blickte ich auf das von ihm hervorgezauberte Objekt. Es lag zusammengerollt auf seiner Handfläche, hatte verschlafene blaue Kulleraugen und winzige Schnurrhaare. Es war so entspannt, daß es zu Boden gestürzt wäre, hätten es nicht Ramses' feingliedrige Finger umschlossen. Er schien ebenso erstaunt wie ich.

»Das ist eine Katze, mein Lieber«, sagte ich und lachte. »Eher noch ein Kätzchen. Dann bist du also im Stall gewesen, um Hathors neuen Wurf zu inspizieren.«

»Ich hätte es fast vergessen«, erwiderte Ramses nachdenklich. »Es krabbelte in meine Tasche und schlief ein, deshalb nahm ich – äh – das war es nicht, was ich dir zeigen wollte, Mutter.«

Das Klappern von Geschirr kündigte die Ankunft von Gargery und einem der Mädchen an, das das Teetablett trug. Ihnen dicht auf den Fersen war Emerson mit zerknülltem Hemd, zerzaustem Haar, tintenverschmierten Händen und einem strahlenden Lächeln.

»Noch nicht eingetroffen?« wollte er wissen, während er sich forschend im Zimmer umschaute, als rechnete er damit, daß sich Fatima hinter einem der Sessel und Daoud hinter dem Vorhang versteckt hatte. »Ramses, warum stehst du da und hältst die Katze fest? Laß sie runter, mein Junge, und setz dich. Hallo, meine liebe Peabody. Hallo, Gargery. Hallo – äh – wer ist denn das?«

»Sarah, Sir«, erwiderte Gargery. »Sie ist seit einer Woche bei uns und mittlerweile, so glaube ich, in der Lage, den Salon zu betreuen.«

»Gewiß. Hallo, Sarah.« Er schritt auf das bedauernswerte Mädchen zu und hatte offensichtlich vor, ihr die Hand zu schütteln.

Emerson hat absolut kein Gespür im Umgang mit unseren Hausangestellten. Er

behandelt sie wie seine Gesellschaftsschicht, was für sie extrem schwierig ist. Wer in unseren Diensten bleibt, gewöhnt sich schließlich an ihn, doch dieses Mädchen war jung und recht hübsch, und obwohl Gargery sie sicherlich vor Emerson gewarnt hatte, stieß sie einen unterdrückten Entsetzensschrei aus, als er sich freundlich interessiert vor ihr aufbaute.

Ramses eilte zu ihrer Rettung, drückte Emerson das Kätzchen in die ausgestreckte Hand, nahm dem Hausmädchen das schwere Tablett ab und stellte es auf einen der Tische. Der Blick des Mädchens folgte ihm mit verklärter Bewunderung. Insgeheim seufzte ich. Diesmal traf es also Ramses. Alle neuen Mädchen verliebten sich in meinen Gatten oder meinen Sohn – beziehungsweise in beide. Das war nicht weiter tragisch, da es Emerson ohnehin nie auffiel und Ramses viel zu gut erzogen war, als daß er sich anstößig verhalten hätte – jedenfalls nicht in meinem Haus! Ich fand es nur allmählich störend, ständig mit irgendwelchen verträumt blickenden Hausangestellten zusammenzustoßen.

Ich erklärte Gargery, daß wir uns selbst bedienen, und er zog sich gemeinsam mit Sarah zurück. Emerson setzte das Kätzchen auf sein Knie. Die meisten unserer Katzen waren Abkömmlinge zweier ägyptischer Exemplare und besaßen die entsprechenden Charakteristika: ein braungestromtes Fell, lange Ohren und eine überdurchschnittliche Intelligenz. Wie sich dieses kleine Geschöpf entwickelte, konnte man unmöglich vorhersagen, doch der Kopf des Kätzchens hatte eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem seiner Großmutter – vielleicht aber auch Urgroßmutter, ich wußte es nicht mehr ganz genau – Bastet, Ramses' langjähriger Gefährtin. Mittlerweile hellwach und neugierig geworden, kletterte es über Emersons Hemd auf seine Schulter.

Emerson schmunzelte. »Hat sie schon einen Namen?«

»Sie ist erst sechs Wochen alt«, erwiderte Ramses. »Für diesen Wurf hat Nefret sich noch keine Namen überlegt. Vater, ich wollte Mutter gerade fragen –«

»Wie gut, daß die ägyptische Götterwelt so unerschöpflich ist«, bemerkte Emerson. »Wir haben zwar schon eine ganze Reihe der geläufigeren Namen vergeben – Hathor, Horus, Anubis, Sekhmet –, aber es gibt noch eine Vielzahl unbekannter Gottheiten. Fang sie ein, Ramses, sie hat das Sahnekännchen im Visier.«

Das winzige Geschöpf war in einem Riesensatz von seiner Schulter auf den Teetisch gesprungen. Ramses nahm sie und hielt sie trotz ihres Kreischens und Kratzens fest, während ich etwas Sahne in einen Unterteller goß und diesen auf den Boden stellte. Emerson hatte seinen Spaß daran, als das Kätzchen zu trinken versuchte und gleichzeitig schnurrte. Ich fand es weniger lustig, daß sie den Perserteppich mit Sahnespritzern bekleckerte.

»Mutter«, sagte Ramses, während er seine blutenden Finger gedankenverloren an seinem Hemd abwischte. »Ich wollte dich fragen –«

»Laß das«, entfuhr es mir. »Nimm eine Serviette. Gütiger Himmel, du bist genauso ungehobelt wie dein Vater; unmöglich, euch beide einmal in sauberen Hemden anzutreffen! Was wird Rose dazu sagen –«

»Warum bist du denn so ungehalten, Peabody?« wollte Emerson wissen. »Ich hoffe, du hast nicht wieder eine deiner berühmten Vorahnungen? Wenn doch, so will ich nichts davon wissen.«

Die Anrede mit meinem Mädchennamen machte mir klar, daß er sich trotz des unterschweligen Vorwurfs bester Laune erfreute. Als wir uns das erste Mal begegneten, sprach er mich mit meinem Nachnamen an wie einen ebenbürtigen Wissenschaftler – soll heißen, einen Mann –, und das hatte sich im Verlauf der Jahre zu einem Barometer für Zuneigung und Anerkennung entwickelt. Ich nannte ihn auch nie bei seinem Vornamen Radcliffe, den er zutiefst verabscheut.

»Aber nein, mein Lieber«, erwiderte ich lächelnd. »Am heutigen Abend zählen für mich nur die Belange der liebevollen Freundin und Gastgeberin. Ich möchte, daß alles optimal verläuft! Wegen Selim mache ich mir eigentlich keine Gedanken, da er schon in England war und sich für einen Mann von Welt hält, aber Daoud befindet sich zum ersten Mal im Ausland, und Fatima war die meiste Zeit ihres Lebens eine konservative muslimische Ehefrau, eine verschleierte, unterdrückte Analphabetin. Ich fürchte, daß die vielen neuen Eindrücke sie überwältigen werden. Und wie wird sie mit Rose zurechtkommen?«

»Ich kann mir nicht vorstellen«, wandte Emerson ein, »warum Roses Meinung von einer solchen Bedeutung für dich sein sollte. Verflucht, Peabody, du beschwörst Probleme herauf, wo gar keine sind. Nach dem Tod ihres Mannes besaß Fatima den Mut, an dich heranzutreten und um ihre Einstellung als Haushälterin zu bitten; sie verfügte über die Intelligenz und Initiative, Lesen und Schreiben zu lernen, und sie spricht Englisch. Ich schätze, sie hat jeden Augenblick der Reise genossen.«

»In Ordnung, Emerson, ich gebe zu, daß ich nervlich etwas angespannt bin. Ich mag nicht, wenn Nefret im Dunkeln Auto fährt, noch dazu bei Regen und Nebel; ich mache mir Sorgen, daß sich unsere lieben Freunde erkälten – sie sind unser scheußliches naßkaltes Wetter nicht gewohnt. Ich mache mir Gedanken wegen der Hochzeit. Was, wenn die beiden nicht glücklich werden?«

Emersons Gesicht hellte sich auf. »Ach, das ist es. Vor einer Hochzeit geraten Frauen immer in Panik«, erklärte er Ramses. »Ich weiß zwar nicht warum, da sie zunächst darauf erpicht sind, die Leute unter die Haube zu bringen, doch sobald die Sache geklärt ist, überkommen sie plötzliche Aufregung und Besorgnis. Warum sollten Lia und David nicht glücklich werden?«

»Sie sind mit einer Vielzahl von Problemen konfrontiert, Emerson! Die gedankenlosen Europäer werden sie brüskieren und verletzen, und falls David der Antiquitätenfälschung verdächtigt wird –«

Ramses' unterdrückter Aufschrei ließ mich innehalten. »Ach, mein Lieber«, bemerkte ich. »Ich hätte das nicht sagen sollen.«

»Zum Teufel, warum denn nicht?« knurrte Emerson. »Du weißt ganz genau, daß wir keineswegs beabsichtigten, das vor Ramses geheimzuhalten. Wir wollten lediglich einen günstigen Moment abpassen, das ist alles. Mach nicht so ein finsternes Gesicht, mein Junge.«

Ramses' hochgezogene Augenbrauen, die so dicht und schwarz wie die seines Vaters sind, entspannten. »Und jetzt ist der günstige Moment gekommen, Sir?«

»Ganz offensichtlich«, bekräftigte Emerson. »David ist derjenige, der nichts davon erfahren darf – wenigstens vorübergehend. Peabody, darf ich dich bitten, den – äh – Gegenstand aus meiner Schreibtischschublade zu holen, während ich Ramses aufkläre?«

»Mach dir keine Mühe, Mutter«, bemerkte Ramses. »Ich schätze, das hier ist der besagte Gegenstand.«

Er zog den Skarabäus aus seiner anderen Manteltasche.

»Hölle und Verdammnis!« schnaubte Emerson. »In diesem Haus existiert nicht die Spur einer Privatsphäre! Vermutlich bist du darauf gestoßen, als du einen Umschlag oder eine Briefmarke in meinem Schreibtisch suchtest?«

»Eine Füllfeder«, erwiderte Ramses kleinlaut. »Das Schubfach war unverschlossen, Vater. Da du mich ohnehin zu Rate ziehen wolltest ...«

Während Emerson die Sachlage schilderte, hangelte sich das Kätzchen an Ramses' Hosenbein hoch und hinterließ häßliche Ziehfäden. Dann hockte es sich auf sein Knie und putzte sich emsig, wenn auch unerfahren.

»Hast du mit dem Händler gesprochen?« fragte Ramses.

»Bislang fand ich noch nicht die Zeit.« Emerson griff zu seiner Pfeife und dem Tabaksbeutel. »Wir müssen diese Sache vorsichtig angehen, mein Junge. Falls bekannt wird, daß der Skarabäus eine Fälschung ist, wird man David als ersten verdächtigen. Jeder kennt seine Lebensgeschichte. Als wir ihm das erste Mal begegneten, war er der Lehrling von Abd el Hamed, einem der besten Antiquitätenfälscher von ganz Luxor. Seitdem hat er sich zu einem qualifizierten Ägyptologen mit einem ausgeprägten Sprachgefühl entwickelt, und er hat sich auch bereits einen Namen als Künstler gemacht. Der Skarabäus gehört nicht zu den normalerweise auffälligen Fälschungen; er wurde von einem Mann hergestellt, der die altägyptische Sprache und die klassischen Fertigungstechniken beherrscht. Zum Teufel, ich würde David sogar selbst verdächtigen, wenn ich ihn nicht so gut kennen würde.«

»Vater«, setzte Ramses an.

»Dank deiner raschen Reaktion können wir eine Weile Stillschweigen bewahren«, sinnierte ich. »Mit dem Erwerb des Skarabäus hast du dir Mr. Renfrews Schweigen erkaufte. Vermutlich zweifelt der Händler selbst nicht an der Echtheit des Stücks, und Griffith hat lediglich eine Kopie der Inschrift gesehen. Ich nehme an, es handelt sich tatsächlich um eine Fälschung?«

»Stellst du meine berufliche Kompetenz in Frage, Peabody?« Emerson grinste mich an. »Ich gebe zwar unumwunden zu, daß ich keine Kapazität auf dem sprachwissenschaftlichen Sektor bin, trotzdem verfüge ich über ein gewisses Gespür. Das verdammte Ding fühlt sich nicht einmal echt an! Darüber hinaus wirst auch du mich nicht überzeugen können, daß die Ägypter jener Epoche bereits über die entsprechenden Schiffe und Seekarten für eine solche Reise verfügten.«

»Sir«, meldete sich Ramses unüberhörbar zu Wort.

»Vermutlich hast du die Inschrift bereits übersetzt?«

»Ja, Sir.«

»Wozu dann diese Förmlichkeit? Leg los.«

»Es handelt sich um eine Sammlung verschiedener Quellen, einschließlich der Punt-Inschriften von Königin Hatschepsuts Expedition und eines recht obskuren griechischen Textes aus dem zweiten Jahrhundert vor Christus. Gewisse Ungereimtheiten –«

»Spar dir die Details«, unterbrach ich ihn, während ich aufsprang und zum Fenster eilte. Keinerlei Hinweis auf ein Automobil; was ich gehört hatte, waren wohl Windgeräusche gewesen. »Die logische Folgerung liegt klar auf der Hand. Wie sollen wir vorgehen?«

»Jemand muß mit dem Antiquitätenhändler sprechen«, erwiderte Emerson. »Die Nachforschungen müssen indirekter Natur sein, da er keinen Verdacht schöpfen darf. Wir sollten ebenfalls versuchen, die anderen Fälschungen aufzuspüren.«

»Die anderen?« Wenn mir nicht so viele Dinge durch den Kopf gegangen wären, hätte ich diesen Schluß vermutlich selber gezogen. »Gütiger Himmel, ja! Wir müssen davon ausgehen, daß es noch weitere gibt, nicht wahr?«

Nachdenklich kaute Emerson am Mundstück seiner Pfeife. »Die Fälschung von Kunstschätzen ist ein einträgliches Geschäft, und ein so geschickter Handwerker wie dieser Bursche wird nicht nach einem Stück aufhören. Sollten die anderen allerdings so hervorragend sein wie dieser Skarabäus, sind sie nicht leicht zu entlarven.«

»Das hieße, daß sie auch für uns nicht so einfach aufzuspüren sind«, bemerkte ich. »Wie in aller Welt sollen wir sie dann finden? Wir wollen schließlich keinen Verdacht erwecken, daß ein neuer, äußerst geschickter Fälscher am Werk ist.«

Ramses erhob sich und setzte das Kätzchen von seinem Knie auf seine Schulter. »Darf ich mich dazu äußern?« fragte er.

»Du kannst es ja versuchen«, entgegnete Emerson mit einem kritischen Blick in meine Richtung.

»Bei allem Respekt«, fuhr Ramses fort, »muten wir uns nicht etwas zuviel zu? Ich bezweifle, daß David euch – ich meine, uns – dankbar wäre, wenn wir ihn nicht einweihten. Er ist kein Kind mehr, und er hat eine Reputation zu verlieren.«

»Nicht nur seine Reputation.« Emerson betastete sein Kinngübchen. »Du erinnerst dich doch an den Fall des jungen Bouriant. Er landete im Gefängnis, weil er gefälschte Antiquitäten verkaufte. Für David sähe die ganze Sache noch schlimmer aus. Er ist Ägypter und würde entsprechend verurteilt.«

Ein schrecklicher Gedanke, doch ich fing mich rasch wieder. »Die Fälle weisen keinerlei Parallelen auf, Emerson; David ist unschuldig, und das werden wir beweisen! Selbstverständlich müssen wir ihm früher oder später reinen Wein einschenken, aber augenblicklich ist er entsetzlich angespannt; er hat es wirklich verdient, seine Hochzeit zu genießen und – äh – alles, was dazu gehört, ohne sich den Kopf anderweitig zu zerbrechen. Sicherlich können wir diese kleine Sache innerhalb von wenigen Wochen aufklären.«

»Wie?« entfuhr es Ramses ungewöhnlich aufgebracht. »Wie sollen wir weitere Fälschungen aufdecken, solange wir gar nicht wissen, was wir eigentlich suchen? Wärest du in der Lage, einzuschätzen, wie viele ägyptische Kunstfälschungen mittlerweile den Markt überschwemmen? Wir wissen nicht einmal, wie lange sich das Ganze schon hinzieht! Falls die anderen Fälschungen (ja, wir müssen von weiteren ausgehen) so hervorragend gemacht sind wie dieser Skarabäus, wird niemand je Verdacht schöpfen.«

»Der Skarabäus ist schon fast zu perfekt«, warf Emerson ein.

Ramses nickte. »Ein Meisterwerk, doch die Inschrift ist so grotesk, daß man sich fragen muß, ob es sich um einen privaten Scherz oder um eine arrogante Art der Herausforderung handelt. Die anderen sind vielleicht nicht so augenfällig.«

Er war nervös im Zimmer auf und ab geschritten. Plötzlich blieb er vor dem Kamin stehen und betrachtete einen Gegenstand über dem Kaminsims, der durch einen Rahmen vor Hitze und Rauch geschützt wurde. Die kleine Alabasterbüste von Nefret war eine von Davids ersten Skulpturen gewesen, nachdem wir ihn in unsere Familie aufgenommen hatten. Gemessen an seinen späteren Werken war sie zwar einfach, dokumentierte aber deutlich Davids einzigartige Begabung.

Der Feuerschein fiel auf Ramses' schmales, dunkelhäutiges Gesicht. Er erhellte die Blutflecken auf seinem Oberhemd, die von den Katzenkrallen auf Hose und Jacke hinterlassenen Spuren und die zerzausten Locken, die ihm in die Stirn fielen. Im nassen Zustand war sein Haar stark gewellt, und das Kätzchen hatte eifrig versucht, es zu trocknen.

»Um Himmels willen, Ramses, geh und zieh dich um«, bemerkte ich. »Und bring die Katze zurück in den Stall.«

Emerson sprang auf. »Zu spät. Sie sind soeben eingetroffen. Wir besprechen das später. Kein Wort zu einem der Anwesenden, haben wir uns verstanden?«

Ein Lichtstrahl geisterte über das Fenster, und eine Reihe schriller Hupsignale zeugte vom Eintreffen des Automobils und seiner Insassen. Emerson stürmte zur Tür. Ramses ließ das Kätzchen in seiner Tasche verschwinden.

»Gib mir den Skarabäus«, sagte ich rasch. »Ich werde ihn wieder in die Schreibtischschublade zurücklegen.«

Als ich aus dem Zimmer eilte, hörte ich bereits, wie die Vordertür geöffnet wurde; fröhliches Gelächter und aufgeregte Stimmen drangen zu mir, und über allem erhob sich Emersons begeisterter Begrüßungsschrei: »Salam aleikum! Marhaba!«